

I. EINLEITUNG: DIE GESELLSCHAFTLICHE BEDEUTUNG SPORTLICHER WETTKÄMPFE

I.1 Die Macht des Sports

Sport has the power to change the world. (Nelson Mandela)

Im Sommer 1995 richtete Südafrika die Weltmeisterschaft im Rugby aus, ein Jahr nach den ersten freien Wahlen, die das Ende der jahrzehntelangen Apartheid besiegelten hatten. Rugby wurde vor allem von Weißen betrieben, der Sport selbst und das Maskottchen der Nationalmannschaft, der Springbock, galten vielen schwarzen Südafrikanern als Symbole der Unterdrückung. Nelson Mandela allerdings erblickte in dem Turnier eine Gelegenheit, die Versöhnung voranzutreiben: Er bat inständig darum, dass alle Südafrikaner ungeachtet ihrer Hautfarbe die „Springböcke“ unterstützen mögen, denn diese seien die Repräsentanten einer neuen, besseren Nation ohne Diskriminierung und Rassentrennung: „One team, one country“ war das Motto der Stunde. Die Mission war erfolgreich, nicht zuletzt durch den sportlichen Erfolg der Mannschaft. Im Finale feuerten schwarze und weiße Südafrikaner ihre Mannschaft gemeinsam an, sangen dieselben Lieder, durchlebten gemeinsam die Spannung des engen Matches, und das Bild des schwarzen Präsidenten im Trikot der „Springböcke“, der dem weißen Mannschaftskapitän den Weltmeisterpokal überreicht, wurde eine Ikone für die Überwindung von Grenzen durch Sport.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung beschwor Mandela fünf Jahre später die Macht des Sports und fuhr fort:

Er besitzt die Macht, Menschen zu begeistern; er besitzt wie kaum etwas anderes die Macht, Menschen zu vereinen. Er spricht zu jungen Leuten in einer Sprache, die sie verstehen. Sport kann Hoffnung schaffen, wo zuvor nur Verzweiflung war. Er ist machtvoller als Regierungen darin, Rassenschranken niederzureißen. Er lacht allen Arten von Diskriminierung ins Gesicht.³

Im genannten Fall stand die Einheit einer Nation zur Debatte, große Sportereignisse wirken aber auch auf vielen anderen Ebenen integrativ: Insbesondere die Olympischen Spiele bringen Menschen rund um den Globus zusammen, nicht nur die Athleten selbst, sondern auch die Zuschauer, die in den Stadien oder vor dem Fernseher die Wettkämpfe verfolgen. Auch im Kleinen ist tagtäglich zu beobachten, wie Herkunft, Hautfarbe, Sprache, Religion und alles andere, was in anderen Kontexten trennend wirkt, in den Hintergrund tritt, wenn Sport getrieben wird. Das ist insbesondere bei Kindern der Fall, und außerdem lernen Kinder beim sportlichen Wettkampf, Ehrgeiz und Konkurrenz zu kanalisieren und sich in eine Mannschaft einzuordnen. Sport bietet auch eine soziale Leiter: Menschen aus kleinen Verhältnissen können über ihn zu Ruhm, Geld und Ansehen gelangen. Ohne Zweifel besitzt Sport das Potenzial, das Leben von Menschen zum Positiven zu verändern.

Ob Sport aber wirklich eine Gesellschaft nachhaltig zu verbessern vermag, ist zweifelhaft – die Probleme der neuen südafrikanischen Nation wurden durch Rugby

jedenfalls nicht gelöst. Und keineswegs wirkt Sport immer integrativ, häufig schlägt er genau ins Gegenteil um. Nationale, ethnische und religiöse Bruchlinien zeigen sich auch und gerade bei Sportwettkämpfen, sie führen zu Aggressionen bei Athleten und bei Zuschauern: Auf Spielfeldern und Tribünen sind Beleidigungen alltäglich, gewalttätige Krawalle keine Seltenheit. Der sogenannte „Fußballkrieg“ zwischen Honduras und El Salvador, 1969 im Anschluss an ein Fußballspiel ausgebrochen, verdeutlicht als Extremfall das dem Sport innewohnende Potenzial, Konflikte zu verschärfen. Auch können Autokraten Sportveranstaltungen oder die Nähe zu erfolgreichen Sportlern für propagandistische Zwecke nutzen und dabei Aversionen gegen innere oder äußere „Feinde“ schüren. Wenn Sport seine Kraft entfaltet, erfolgt dies nicht unbedingt zum Wohle der Gesellschaft!

Woher rührt diese Macht des Sports? Die Frage führt zu den spezifischen Merkmalen des sportlichen Wettkampfes, die ihn von anderen sozialen Handlungsräumen unterscheiden.

1. Zunächst zu nennen ist die räumliche und zeitliche Verdichtung: Während bei wirtschaftlichen, politischen oder wissenschaftlichen Prozessen die relevanten Leistungen über einen längeren Zeitraum erbracht werden, erfolgen beim Sport die entscheidenden Aktionen sehr rasch. Athleten mögen sich monate- oder sogar jahrelang auf wichtige Wettkämpfe vorbereitet haben – die Entscheidung fällt in vielen Disziplinen innerhalb weniger Sekunden; manche Sportarten benötigen zwar mehrere Stunden, verdichten sich aber aus der Perspektive der Sportler wie der Zuschauer auf wenige entscheidende Szenen. Zu dieser zeitlichen Konzentration kommt die räumliche. Die Trainingsstätten, in denen sich die Athleten auf den Wettkampf vorbereiten, sind oft weit voneinander entfernt, doch für den Wettkampf kommen alle an einem Ort zusammen: In manchen Disziplinen, z.B. Ringen oder Judo, kommt es zu ständigem Körperkontakt, beim Fußball zu gelegentlichem, während es in anderen Disziplinen, z.B. Tennis oder Hallenschwimmen, abgetrennte Zonen für die einzelnen Athleten gibt oder wie beim Diskuswurf die Athleten am selben Platz, aber nacheinander ihre Leistung zeigen. In allen Fällen aber ist physische Präsenz vor Ort notwendig. Diese zeitliche und räumliche Verdichtung schafft die Voraussetzung für die „fokussierte Intensität“ (Gumbrecht 2005) der Athleten und auch der Zuschauer: Alles, was in diesem Moment an diesem Ort zählt, ist die sportliche Aktion, das übrige Weltgeschehen tritt in den Hintergrund.⁴
2. Die relevante Leistung ist im Sport transparent und messbar. 9,79 Sekunden (100-Meter-Lauf der Herren), 7,10 Meter (Weitsprung der Damen), 5 : 3 (Fußball der Herren) sind Leistungen, die 2024 bei den Olympischen Spielen in Paris Goldmedaillen einbrachten. Den Verlauf der Wettkämpfe geben diese Zahlen nicht wieder, doch die extreme Reduktion von Komplexität ist notwendig, um die erbrachten Leistungen in einer für alle verständlichen Form in Sieg und Niederlage zu übersetzen. Für den Erfolg einer Sportart bei den Zuschauern ist es wichtig, dass die relevanten Regeln einfach zu verstehen sind. Wenn man als Außenstehender nicht unterscheiden kann, ob eine bestimmte Aktion gelungen war oder nicht, leidet die Intensität; darin besteht das Problem mancher Disziplinen, bei denen eine Jury Noten nach komplizierten Kriterien

vergift. Je transparenter und eindeutiger messbar die Leistungen sind, desto ‚reiner‘ ist der sportliche Wettkampf, also wenn die Sieger schneller gelaufen, weiter gesprungen sind oder mehr Tore erzielt haben als die Kontrahenten. Bezeichnend ist, dass die Vergabe von Nobelpreisen oder die Besetzung von Positionen in der Arbeitswelt häufig in die Sprache des Sports gekleidet wird; damit suggeriert man, die Entscheidung basiere allein auf Leistungsmessung, während allen Beteiligten klar ist, dass es auch um Geschmacksurteile geht, da eindeutige Maßstäbe der Qualitätsbestimmung fehlen.

3. So einfach die Resultate im Sport dargestellt werden können, so schwierig sind sie zu prognostizieren. Der ungewisse Ausgang und die damit verbundene Spannung bilden ein weiteres Merkmal sportlicher Wettkämpfe. Es mag Favoriten und Außenseiter geben, aber niemand kann zuverlässig voraussagen, wer siegen wird. Der Grund dafür liegt in der extremen Verdichtung auf einen kurzen Zeitraum, wodurch die Tagesform wichtig wird: Ist diese schlecht, helfen starke Trainingsleistungen der vergangenen Monate wenig, eine Sekunde der Unaufmerksamkeit kann in vielen Sportarten unmittelbar zur Niederlage führen. Auch hängt bei knappen Ausgängen vieles vom Zufall ab, denn es ist keine Frage von Können oder Versagen, in welches Feld ein Netzroller im Tennis fällt, sondern von Glück oder Pech. Auf dieser Ungewissheit über den Ausgang beruht die Intensität von Sportereignissen. Damit einher gehen extreme Anforderungen der Kontingenzbewältigung: Wer sich lange unter großen Entbehrungen auf einen wichtigen Wettkampf vorbereitet, in dem Sekundenbruchteile oder Zentimeter über Sieg und Niederlage entscheiden können, neigt dazu, Zufälle als schicksalhafte Wendungen wahrzunehmen.
4. Schließlich eröffnet der Sport eine vielfältige Semiotik. Ergebnisse eines Wettkampfes sind sehr einfach abzubilden, aber sie bedeuten viel mehr: Ganze Sportarten können symbolisch aufgeladen sein und für bestimmte Bevölkerungsgruppen stehen, auch die Art der sportlichen Aktion kann als kulturelles Zeichen betrachtet werden: Beim Fußball werden technisch anspruchsvolle, schön anzuschauende Spielzüge bisweilen als „brasilianisch“ bezeichnet, auch wenn kein Brasilianer auf dem Feld steht, und gebetsmühlenhaft wird die Rede von „deutschen Tugenden“ bemüht, auch wenn auf Nachfrage niemand erklären kann, worin diese Tugenden genau bestehen. Vor allem aber dienen die Sportler selbst als Projektionsflächen. Offiziell sortieren die Olympischen Spiele und die meisten anderen Wettkämpfe die Teilnehmer strikt nach Nationen: So komplex und vielfältig die Identitäten eines Athleten oft sind – Trikot, Fahne und Hymne ordnen ihn einfach und unmissverständlich einer einzigen Nation zu. Im Weltsport dominiert diese nationale Zuordnung, auf unteren Ebenen können Athleten Repräsentanten einer Region, einer Stadt oder eines Stadtteils sein, oder auch von Vereinen, die wiederum ganz eigene Identifikationsangebote zur Verfügung stellen. In jedem Fall tendieren sportliche Wettkämpfe dazu, die Konkurrenz unter den Athleten auch als eine Konkurrenz von Identitätsgruppen zu begreifen. Darüber hinaus können Athleten als Sinnbilder für bestimmte Charaktereigenschaft dienen: Sie werden beispielsweise als verbissene Kämpfer, als perfektionistische Leistungsmaschinen oder als nervenstarke

Zocker wahrgenommen. Aufmerksamkeit ist Wettkämpfen vor allem dann gewiss, wenn sie als Duelle zwischen Typen, zwischen Nationen, zwischen Gesellschaftssystemen oder Weltanschauungen erscheinen.⁵

5. Und nicht zuletzt bezieht der Sport seine Bedeutung daraus, dass mit dem Körper agiert wird. Muskelkraft, Geschmeidigkeit, komplexe Bewegungsabläufe prägen die Aktionen, die den menschlichen Körper in Extrembereiche führen. Sport bedeutet auch Überbelastung, Schmerz und Verletzungsgefahr. Spitzenathleten richten ihr komplettes Leben auf den Sport aus, trainieren bis zur Erschöpfung und unterwerfen sich einem strikten Ernährungsregiment, im Extremfall gefährden sie ihre Gesundheit. In dieser Körperbezogenheit rührt der Sport an anthropologische Grunderfahrungen.

Aus diesen Merkmalen ergibt sich die besondere Bedeutung, die dem Sport bei der Analyse moderner Gesellschaften zukommt. Erstaunlich ist daher, dass in den Geistes- und den Sozialwissenschaften noch weithin die Meinung vorherrscht, Sport sei lediglich ein Thema für die populären Medien, nicht jedoch ein seriöser wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand. Es ist bezeichnend, dass man offensichtlich erst begründen muss, warum man sich mit Sport befasst: „Taking Sport Seriously“ (Gorn – Oriard 1995) lautet der Titel eines Aufsatzes, in dem die Autoren ebenso knapp wie schlagend darlegen, dass keine umfassende Untersuchung von gesellschaftlicher Ungleichheit, von Rassismus, von Geschlechterbeziehungen, Körper- oder Mediengeschichte den Sport ignorieren dürfe. Dennoch geschieht dies regelmäßig, daran haben dieses und andere Plädoyers wenig geändert.

Es ist in der Geschichte nur eine Kultur bekannt, die sportlichen Wettkämpfen eine ebenso große Bedeutung zumaß wie die moderne, und dies sind die antiken Griechen: „Die agonistische Kultur zwischen dem späten 3. Jahrhundert v. Chr. und dem frühen 3. Jahrhundert n. Chr. war historisch gesehen beispiellos: erst die Wettkämpfe in Sport und darstellenden Künsten nach dem Zweiten Weltkrieg erreichten wieder ein vergleichbares Ausmaß“, schreibt Angelos Chaniotis (2019, 374f.), und diese Aussage lässt sich auf die Zeit vom späten 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum späten 3. Jahrhundert n. Chr. ausdehnen. Texte aller Literaturgattungen, von Epen über Komödien bis hin zu medizinischer Fachliteratur und Rechtstexten, Inschriften, Papyri, Bilddarstellungen oder die erhaltenen Stadien – ganz unterschiedliche Zeugnisse machen eindrücklich und zweifelsfrei sichtbar, welch zentrale Stellung der Sport einnahm. Hohe Summen wurden ausgegeben, um Wettkämpfe auszurichten, den Siegern wurden Monumente an öffentlichen Plätzen aufgestellt und Preislieder gesungen. Denn Athleten kämpften nicht nur für sich, sondern auch für den Ruhm ihrer Polis, ebenso wie heute empfanden viele Menschen den sportlichen Triumph eines Mitbürgers auch als ihren eigenen. Neben den Dimensionen geht aus der antiken Überlieferung auch hervor, wie auf dem Gebiet des Sports gesellschaftliche Bruchlinien verhandelt wurden: zwischen Griechen und „Barbaren“, zwischen Bürgern und Fremden, zwischen Männern und Frauen, zwischen Freien und Sklaven, zwischen Alten und Jungen. Die Texte zeigen aber auch – nur ist dies nicht ganz so offensichtlich –, wie diese Differenzen bei sportlichen Wettkämpfen überwunden wurden, sie verweisen auf Integrationspotenziale und handeln von sozialem Aufstieg.

I.2 Der Begriff „Sport“: auf die Antike anwendbar?

Begriffsgeschichtlich liegen die Wurzeln des Sports im lateinischen *deportare* (= „hinabführen, wegtragen“). Über das mittelfranzösische *deporter/desporter* gelangte das Wort als *disport*, später zu *sport* verkürzt in die englische Sprache, zunächst in der allgemeinen Bedeutung von „sich zerstreuen“, „sich amüsieren“; es bezeichnete Tätigkeiten, die man als Muße, als Vergnügen, als Nicht-Ernstes wahrnahm und der gesellschaftlichen Elite zuordnete. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich *sport* zum Oberbegriff für die neuen Ballspiele wie Cricket und Fußball, für Leichtathletik und für naturverbundene Aktivitäten wie Bergsteigen und Radfahren. In dieser Bedeutung verbreitete sich das Wort in der Welt: ohne Veränderung von Buchstaben übernahmen es die französische, italienische, deutsche, dänische und viele weitere Sprachen, als *deporte* die spanische, als *spor* die türkische, als *спорт* die russische, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Geschichte des Begriffs seit dem 19. Jahrhundert spiegelt die Geschichte des modernen Sports wider, der sich in England entwickelte und von dort in der Welt ausbreitete.⁶

Ob es angebracht ist, von „Sport“ auch schon vor dem 19. Jahrhundert zu reden, ist eine kontrovers diskutierte Frage. Sehr wirkungsmächtig war in diesem Zusammenhang die von dem Soziologen Norbert Elias entwickelte Theorie der Moderne, in der er dem Sport eine bedeutende Rolle zuwies: Dessen Entstehung und Entwicklung ordnete Elias in einen „Zivilisationsprozess“ ein, den zunächst die englische Gesellschaft und in der Folge die ganze westliche Welt durchlaufen habe. Der moderne Sport entstand demnach parallel zur Debattenkultur in Parlamenten als eine Form von Konkurrenz, die durch die Zurückdrängung von Gewalt geprägt gewesen sei [S. 71f.]. „Sport“ im engeren Sinne ist für Elias ein Phänomen der Moderne, für andere Epochen lässt er den Begriff nur in einem weiten, gänzlich unspezifischen Sinne gelten, um Wettkämpfe und körperliche Ertüchtigungen aller Art zu bezeichnen. Aus den Geschichtswissenschaften plädierte vor allem Christiane Eisenberg, eine führende Vertreterin einer modernen, gleichermaßen methodisch reflektierten wie quellengesättigten Sportgeschichte, für eine Beschränkung des Sportbegriffs auf die Moderne; scharf kritisierte sie, dass „die Redeweise vom ‚antiken Sport‘“ nicht nur bei olympischen Funktionären und in der breiten Öffentlichkeit anzutreffen, sondern „sogar von der Altertumswissenschaft übernommen worden“ sei; für die griechischen Wettkämpfe solle man, so ihre Forderung, statt „Sport“ das griechische Wort *agōn* benutzen. Angesichts dieser gewichtigen Stimmen ist eine Rechtfertigung notwendig, wenn in diesem Buch von antikem Sport die Rede ist.⁷

Erstens bietet der Begriff *agōn* keine brauchbare Alternative. Er diene den Griechen zwar auch zur Bezeichnung der Olympischen Spiele und anderer Wettkämpfe, sein Bedeutungsspektrum war jedoch viel weiter und schloss unter anderem auch politische Debatten, Gerichtsverfahren und Flötenspiel ein. Eine Reduzierung auf körperliche Wettkämpfe widerspräche somit dem antiken Sprachgebrauch. Zweitens ist die Forderung, in der historischen Forschung ausschließlich Quellenbegriffe zu verwenden, in der Praxis kaum einzulösen. Sie ist auch nicht zielführend, erschwert sie doch die Möglichkeit für einen Vergleich, der die Unterschiede – aber eben auch die Gemeinsamkeiten! – überhaupt erst sichtbar zu

machen vermag. Und drittens umfasst der Begriff „Sport“ selbst dann, wenn man ihn auf die Moderne beschränkt, ein ganz heterogenes Bündel an Aktivitäten, so dass eine präzise Bestimmung unmöglich ist. Dies wurde schon häufig konstatiert, der Versuch, Sport zu definieren, gar als Zeitverschwendung bezeichnet. Das Dilemma betrifft nicht nur die soziologische und historische Herangehensweise, auch Juristen haben festgestellt, dass es keine präzise Grenzziehung gibt. Sport ist in der Moderne ein sehr vielfältiges Phänomen, das den Super Bowl und eine Vereinsmeisterschaft im Kegeln umfasst, Mixed Martial Arts, Schach und Synchronschwimmen, kickende Kinder auf der Straße und hochtechnisierten Motorsport. Es erscheint wenig zielführend, für diesen bunten Strauß den Begriff „Sport“ zu reservieren und die körperlichen Wettkämpfe der restlichen Weltgeschichte als „Nicht-Sport“ zu etikettieren. Somit existieren triftige Gründe, warum sehr häufig dafür plädiert wird – und keineswegs nur von Althistorikern! –, auch die antiken griechischen Wettkämpfe als Sport zu bezeichnen.⁸

Im Bestreben, die Einzigartigkeit des modernen Sports zu unterstreichen, wurden den antiken Agonen gerne Merkmale zugeschrieben, die sie als besonders „primitiv“ erscheinen lassen. Elias behauptete, die antiken Kampfsportarten seien so brutal gewesen, dass man sie kaum vom Krieg habe unterscheiden können, nach Eisenberg waren die griechischen Agone dem Kult untergeordnet.⁹ Besonders radikal wurde die Abgrenzung des modernen Sports von Allen Guttmann betrieben, einem an sporthistorischen Fragen interessierten Amerikanisten, der in Anlehnung an Max Weber einen Katalog von sieben Merkmalen des modernen Sports entwickelte: Weltlichkeit, Gleichheit, Spezialisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Quantifizierung und die Suche nach Rekorden. Nur die Wettkämpfe der Moderne, so Guttmann, erfüllten alle Kriterien, die antiken lediglich einige, die sogenannten „Primitiven“ und das Mittelalter überhaupt keine. Diese Theorie ist viel zitiert, aber insbesondere aus der Perspektive des Mittelalters und der Frühen Neuzeit scharf angegriffen worden; wie für viele andere Bereiche reklamierte man auch für den Sport, dass die als modern wahrgenommenen Phänomene weiter zurückreichende Wurzeln besaßen.¹⁰ Und was die Antike betrifft, so wird in diesem Buch zu zeigen sein, dass die simple Gegenüberstellung von modernen säkularen mit antiken religiösen Wettkämpfen unzutreffend ist und dass die von Guttmann der Antike abgesprochenen Kriterien der Gleichheit, der Bürokratisierung, der Quantifizierung und der Suche nach Rekorden durchaus in der antiken Agonistik anzutreffen sind [s.u. S. 81–85].

Der Soziologe Rudolf Stichweh (1990) hat, immer auch mit einem Seitenblick auf die Antike, die Entstehung des modernen Sports als Verknüpfung dreier Handlungszusammenhänge gedeutet: erstens der Athletik, d.h. dem Wettkampf um Preise, hier ist die Differenzierung in Sieg und Niederlage bestimmend; zweitens der Leibeserziehung, bei der es um die Formung von Körper (und Geist), auch um gesundheitliche Aspekte geht; drittens des „Sports“ im ursprünglichen Sinne von Vergnügen und Freizeitbeschäftigung. Alle drei Zusammenhänge lassen sich auch in der griechischen Antike beobachten: Dass die Athletik sich dort in reinsten Form ausbildete, betont Stichweh selbst. Der Erziehungsaspekt tritt in zahlreichen

Inschriften zu griechischen Gymnasien entgegen, beispielsweise in der Ehreninschrift für Menas aus Sestos (I.Sestos 1):

Monatlich brachte er den dem Gymnasion vorstehenden Göttern die geziemenen Opfer für die jungen Männer dar und verhielt sich ehrenhaft und großzügig, indem er Wettkämpfe im Speerwurf, Bogenschießen und Laufen ausrichtete. Er ließ die jungen Männer teilhaben an den Opfern, die er dargebracht hatte, und motivierte durch seine Ehrliebe die Jugend zum Training (*askēsis*) und zum Durchhaltevermögen (*philoponia*). Dadurch wurde die Jugend, die einen Wettkampf um Mannhaftigkeit austrug, in ihrem Wesen in schöner Weise zur Tugend (*aretē*) geführt.¹¹

Auch der dritte Aspekt, das Vergnügen, tritt in den Quellen deutlich hervor. Immer wieder wird Training und Wettkampf mit dem entsprechenden griechischen Wort, *terpsis*, bezeichnet und im Kontext von Musik, Tanz, Festschmaus und anderen angenehmen Tätigkeiten genannt. Schon Homer verwendet das entsprechende Verb (Od. 8,131: *eterphthēsan*), nachdem er das sportliche Treiben der Phaiaken beschrieben und die Sieger in jeder einzelnen Disziplin genannt hat. Auch manche Gymnasienszenen [Abb. 1] auf attischen Vasen stellen die anmutigen Bewegungen bekränzter und wohlfrasierter Athleten dar und präsentieren das sportliche Training damit in einer Sphäre der Ästhetik und der Sinnenfreude.



Abbildung 1: Athleten bei den Vorbereitungen auf das Training (ca. 500 v. Chr.)

Bei einer oberflächlichen Betrachtung könnte man versucht sein, für die griechische Antike die Athletik, die Leibeserziehung und das Vergnügen zu trennen und verschiedenen Kontexten und sozialen Gruppen zuzuweisen: die Athletik den Vollzeithleten, die von Wettkampf zu Wettkampf reisten, die Leibeserziehung – Stichwort greift hier auf den griechischen Begriff *gymnastikē* zurück – den (zukünftigen) Bürgern einer Polis, die im Gymnasion sportlich, aber auch musisch und intellektuell gebildet wurden, und den vergnüglichen Sport der Oberschicht, die ihre Überlegenheit hinsichtlich von Geld und Freizeit zelebrierte. Eine solche Trennung widerspräche aber der sozialen Praxis, denn in den Quellen begegnen wir den drei Aspekten als zusammengehörig: Im Gymnasion wurden Bürgertugenden eingeübt,

aber gleichzeitig trainierten dort auch die Spitzenathleten; nicht anders verstehen kann man eine Bestimmung aus Milet, die einem im Gymnasion angestellten Trainer erlaubt, einen talentierten Schützling zu auswärtigen Wettkämpfen zu begleiten (I.Delphinion 145, Z. 55–59). Es gab in Griechenland keine scharfe Trennlinie zwischen „Breitensport“ und „Leistungssport“, Athlet zu sein war kein Beruf; jederzeit konnte ein Talent aus dem gymnasialen Training heraus zu den großen Agonen reisen. Und das Gymnasion war nicht nur eine Stätte des gemeinsamen Trainings, sondern auch des Wettkampfes; auch hier fanden Agone statt, in denen es um Sieg und Niederlage ging, mit Preisen für die Sieger und Aufstellung von Siegerlisten. Und schließlich: Wenn das Vergnügen betont wird, schließt das nicht aus, dass Sport gleichzeitig ein harter, gesellschaftlich relevanter Leistungsvergleich war. Denn in der oben genannten Szene der *Odyssee* schildert der Dichter, kurz nachdem er die *terpsis* bei den Wettkämpfen der Phaiaken betont hatte, wie es zu einem Streit kommt und Odysseus nach der Demonstration seiner körperlichen Überlegenheit eine triumphierende Rede an die phaiakische Jugend richtet. Die drei von Stichweh genannten Handlungszusammenhänge – Athletik, Erziehung und Vergnügen – waren auch in der Antike miteinander verknüpft.

Es gibt folglich keinen Anlass, eine kategorische Trennung zwischen antikem und modernem Sport einzuziehen. Ebenso wenig ist allerdings angebracht, ins andere Extrem zu verfallen und ein allzu modernistisches Bild vom griechischen Sport zu zeichnen. Dazu kann man angesichts der vielen Scheinkontinuitäten leicht verleitet werden: Die Olympischen Spiele tragen den Verweis auf die Antike in ihrem Namen und finden heute wie damals alle vier Jahre statt, und pathetische Inszenierungen beschwören die Verbindung zwischen damals und heute [Abb. 2]. Viele Disziplinen der antiken Wettkämpfe – Sprint und Langlauf, Ringen, Boxen, Weit-



Abb. 2: „Priester“ mit dem Olympischen Feuer (1936)

sprung, Speerwurf, Diskuswurf – werden auch heute ausgetragen, letztere trägt die griechische Bezeichnung für das Sportgerät (*diskos*) sogar in ihrem Namen. Das italienische Wort *palestra* (= „Fitnessstudio, Turnhalle“) rührt von der griechischen *palaistra* her, der sandbestreuten Trainingsfläche im Gymnasion. Das alles kann aber nicht die tiefgreifenden Unterschiede überdecken, in diesem Punkt hat Eisenberg (2013) völlig recht: Für de Coubertin und andere Protagonisten der Olympischen Bewegung war die Antike mehr ein symbolischer Bezugspunkt als ein konkretes Vorbild. Der epochenübergreifende Vergleich fördert zahlreiche Unterschiede zutage, dies kann angesichts der grundlegenden Differenzen zwischen der modernen und der antiken Gesellschaft gar nicht anders sein. Doch es ist bezeichnend, dass es überhaupt eine ausreichend breite Basis an gemeinsamen Merkmalen gibt, auf deren Grundlage ein Vergleich überhaupt möglich ist. Gerade im Bereich des Sports erscheint uns die griechische Antike als das „nächste Fremde“ (Uvo Hölscher).¹²

Die Rezeption des griechischen Sports hat auch zu einer Vermengung von Quellen- und Forschungsbegriffen geführt. Bisweilen wird der antike griechische Sport auch als „Gymnastik“ bezeichnet, doch dies ist missverständlich. Der Begriff geht zwar auf das Griechische zurück, hat jedoch einen Bedeutungswandel erfahren: Heute benennt er eine Sportart, das griechische Adjektiv *gymnastikos* dagegen bezeichnete ganz allgemein die Praxis, nackt (*gymnos*) Sport zu treiben; ein Pendant zur heutigen Gymnastik gab es in der Antike nicht. Ein *athlētēs* war für die Griechen ursprünglich jeder, der nach einem Preis strebte, unabhängig von der Art des Wettkampfes. Doch lässt sich in der Antike eine Verengung auf den körperlichen Wettkampf beobachten, damit kommt der Begriff der heutigen Bedeutung von „Athlet“ sehr nahe. Seine Benutzung ist daher unproblematisch, im folgenden wird er gleichbedeutend mit „Sportler“ verwendet.¹³ Das Nomen *agōn* hatte, wie schon gesagt, ein weites Spektrum an Bedeutungen, entsprechend das Adjektiv *agōnistikos*. In antiken Texten werden die Wörter aber auch als *termini technici* für institutionalisierte Wettkämpfe verwendet, neben den gymnischen – Leichtathletik und Kampfsport – gehörten zu diesen auch die hippischen (Pferde- und Wagenrennen) und die musischen Disziplinen.

I.3 Ansätze für eine sozialgeschichtliche Analyse des Sports: Inklusion und Exklusion, Gleichheit, Differenzierung in Gewinner und Verlierer

Wenn in diesem Buch von einer „Sozialgeschichte“ des griechischen Sports die Rede ist, wird mancher an die erbitterten Methodendebatten in der Geschichtswissenschaft denken (für eine Übersicht s. Daniel 1993; Eibach 2002). Innerhalb der Alten Geschichte war der Streit über den richtigen Weg weniger heftig, der geringere Quellenbestand zwingt generell zu einem umfassenden Ansatz. Der Begriff „Sozialgeschichte“ soll in diesem Buch nicht als Statement gegen eine Untersuchung von „Kultur“ oder „Politik“ verstanden werden, sondern vielmehr auf die im Zentrum stehenden Fragestellungen hinweisen: Es geht um eine Untersuchung des Sports im Hinblick auf Vergemeinschaftungen (Polis, Familie, Vereine etc.), im

Hinblick auf grundlegende soziale Differenzierungen (nach Reichtum, Geschlecht, Alter, ethnischer Zuordnung etc.), und es sollen die konkreten Lebensumstände der Athleten sowie die ökonomischen Grundlagen und die ökonomischen Auswirkungen der gymnischen Wettkämpfe untersucht werden. Eine scharfe Abgrenzung zur Kulturgeschichte oder Politikgeschichte ist weder intendiert noch möglich; schließlich stehen in den antiken Gesellschaften die Wahrnehmung von Fremdheit oder die Ordnung der politischen Teilhabe in einer engen Wechselwirkung mit den sozioökonomischen Chancen einer Person.

Sport besitzt aufgrund seiner spezifischen Merkmale, die ihn von anderen Aktionsräumen unterscheiden, ein einzigartiges Potenzial, Einblicke in eine Gesellschaft zu liefern. Für eine sozialgeschichtliche Analyse werden hier drei Ansatzpunkte und deren Verflechtung ausgewählt: erstens die Bedingungen für die Teilnahme und der Einschluss bzw. Ausschluss sozialer Gruppen, zweitens die Gleichheit der zugelassenen Teilnehmer und drittens die Ausdifferenzierung in Sieger und Verlierer. Diese Faktoren und ihr Zusammenspiel können je nach gesellschaftlichem Kontext ganz unterschiedlich ausgestaltet sein, wie kurz mit Blick auf die antiken Verhältnisse skizziert werden soll.

Grenzen der Teilnahme: Inklusion und Exklusion

Die meisten gesellschaftlichen Handlungsräume kennen eine abgestufte Teilnahme. An politischen Entscheidungsprozessen in heutigen Demokratien nehmen unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlicher Wirksamkeit teil: Amtsträger, engagierte und weniger engagierte Bürger, außerdem auch Menschen, die nicht direkt an der Willensbildung beteiligt sind, aber informell Einfluss ausüben. Eine differenzierte Partizipation gibt es auch in ökonomischen, wissenschaftlichen oder religiösen Handlungszusammenhängen. Im Sport dagegen findet eine klare Grenzziehung statt: Entweder man nimmt an einem sportlichen Wettkampf teil oder man nimmt nicht teil, und ganz unabhängig vom Stellenwert, den der Sport im individuellen Lebensentwurf innehat, geht man während eines Wettkampfes auch keiner anderen Tätigkeit nach. Zwar sind in einem Stadion nicht nur Athleten anwesend, sondern auch Zuschauer, Schiedsrichter und Organisatoren, aber zwischen diesen und den Athleten verläuft eine scharfe Trennlinie: Ein Athlet kann nicht gleichzeitig Schiedsrichter sein, und frenetische Zuschauer in einem Fußballstadion sind nicht der vielbeschworene „zwölfte Mann“, sondern möchten die Elf auf dem Platz zu einer besseren Leistung anstacheln. Sobald Zuschauer den Schiedsrichter beeinflussen oder Außenstehende auf andere Weise direkten Einfluss auf den Ausgang des Wettkampfes nehmen, wird dies als Gefahr für den Sport wahrgenommen.

Da es nur Teilnahme oder Nichtteilnahme gibt und keine Zwischenstufen, ist die Definition der Trennlinie von besonderer Bedeutung. Die zentrale Frage, wer mitmachen darf und wer nicht, wird von Gesellschaft zu Gesellschaft und innerhalb derselben Gesellschaft von Sportart zu Sportart ganz unterschiedlich beantwortet. Einen betont inklusiven Anspruch erheben die heutigen Olympischen Spiele, die Frauen und Männer aus aller Welt zusammenbringen; überdies gibt es ein eigenes

Team für Flüchtlinge, damit diese nicht ausgeschlossen sind, und mit den Paralympics und den Special Olympics wurden auch Wettkämpfe für Menschen mit Behinderungen geschaffen. Formale Ausschlusskriterien sind in der Welt des Sports allerdings häufig anzutreffen, und selbst ohne diese bleiben viele kostspielige Sportarten eine sehr exklusive Angelegenheit. Aus der Antike liefert eine Inschrift aus Beroia in Makedonien (I.Beroia 1; erste Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr.) ein besonders drastisches Beispiel für Teilnahmebeschränkungen:

Nicht ausziehen (zum sportlichen Training) im Gymnasion dürfen sich ein Sklave oder ein Freigelassener oder deren Söhne oder einer, der nicht tauglich für die *palaistra* erscheint, ein Prostituerter oder einer von denen, die das Krämergewerbe betreiben, oder ein Betrunkener oder ein Wahnsinniger.¹⁴

Ohne eine Begründung für notwendig zu erachten, verweigerte man mehreren Gruppen das Training im Gymnasion; nicht genannt werden die Frauen, deren Ausschluss vom sportlichen Treiben in diesem Gymnasion sowieso selbstverständlich war. Es gibt aber auch Gegenbeispiele zur betonten Exklusion in Beroia, eine Inschrift aus Thespiai (IG VII 1777; 1. Jahrhundert n. Chr.) führt unter den Nutzern des dortigen Gymnasions auch eine Frau, einen Gerber, einen Maler und womöglich einen Sklaven auf. Diese Ambivalenz von Inklusion und Exklusion prägte allgemein die griechischen sportlichen Wettkämpfe: In vielen Quellen lässt sich ablesen, wie sie dazu dienten, die hierarchischen Unterschiede zwischen Mann und Frau, zwischen Griechen und Barbaren und zwischen Freien und Sklaven sichtbar zu machen und zu vertiefen. Jedoch konnten diese Trennlinien in bestimmten Kontexten auch überwunden werden.

Gleichheit der Teilnehmer im Wettkampf

In den meisten gesellschaftlichen Handlungsräumen sind hierarchische Unterschiede zwischen den Akteuren der Regelfall. Anders im Sport: Wer zur Teilnahme an einem sportlichen Wettkampf zugelassen ist, begegnet den anderen als ein Gleicher. Zwar unterscheiden sich von Athlet zu Athlet die Trainingsbedingungen und damit die Möglichkeiten, das eigene Potenzial auszuschöpfen – Chancengleichheit im Sport gibt es sicher nicht in dem Sinne, dass alle Menschen unabhängig von ihrer Geburt die gleichen Chancen auf einen Olympiasieg haben. Aber sobald der Wettkampf beginnt, herrscht Gleichheit: Sportler kämpfen nach denselben Regeln um dasselbe Ziel. In dieser Hinsicht stiftet sportlicher Wettkampf Gleichheit; hinzu kommt, dass die gemeinsame Leidenschaft für ihren Sport die Athleten verbindet, insbesondere wenn die Ausübung des Sports mit großen Strapazen verbunden ist; Teilnehmer eines Triathlon oder eines Zehnkampfes nehmen sich nicht nur als Kontrahenten, sondern auch als Schicksalsgenossen wahr. Es ist essenziell für den Wettkampfsport, dass Chancengleichheit herrscht und die Leistung über den Ausgang entscheidet, nicht irgendeine Zugehörigkeit.

Im modernen Sport ist diese Gleichheit allerdings in vieler Weise gefährdet, insbesondere durch die Qualitätsunterschiede des Materials: Ein extremes Beispiel

bilden die Rennen der Formel 1, aber auch in anderen Disziplinen bestimmt die Qualität von Turnschuhen, Fahrrädern, Sportanzügen oder Skiwachs ganz wesentlich die Erfolgsaussichten mit – es handelt sich bei den besten Produkten um teure technologische Entwicklungen, auf die nicht alle Athleten Zugriff haben. Eine andere Gefahr für die Chancengleichheit bilden Juryentscheidungen. Bei Wettkämpfen mit Punktesystemen, z.B. Geräteturnen oder Turmspringen, ist ein unmittelbarer Leistungsvergleich unmöglich. Hier kommen Punktrichter ins Spiel, deren Aufgabe es ist, die gezeigten Darbietungen in Zahlen zu übersetzen; sobald aber der Eindruck entsteht, es handle sich dabei um ein Geschmacksurteil, ist die Wahrnehmung als sportlicher Wettkampf in Gefahr. Regelmäßig kommt es zu Streitigkeiten, ob die Kampfrichter wirklich objektiv entschieden oder nicht vielmehr bestimmte Zugehörigkeiten oder der Marktwert der beteiligten Athleten den Ausschlag gegeben hätten. Beim Sport bilden die Betrachter den Resonanzboden des Erfolgs, sie sollen nicht das Ergebnis bestimmen.

Bei den gymnischen Disziplinen der Antike lässt sich ein radikales Streben nach Chancengleichheit beobachten. Die athletische Nacktheit hatte nicht nur auf der symbolischen Ebene eine egalitäre Dimension, gleichzeitig war mit ihr auch die Sportbekleidung als relevanter Faktor eliminiert. Sportgeräte gab es nur wenige, und sie waren standardisiert: Pausanias berichtet, dass in Olympia die Schilde für den Waffenlauf im Tempel des Zeus aufbewahrt wurden (5,12,8), die *diskoi* für den Fünfkampf im Schatzhaus der Sikyonier (6,19,4), und Ähnliches ist auch für andere Agone überliefert.¹⁵ Beim Kampfsport wurde bei ungerader Teilnehmerzahl die Chancengleichheit durchbrochen, weil einer der Kontrahenten eine Runde pausieren durfte; im hier vorgestellten Zusammenhang ist aber entscheidend, dass man es dem Zufall in Form einer Auslosung überließ und nicht irgendeiner Zugehörigkeit, wer diesen Vorteil hatte – schließlich sind Losverfahren der Notwendigkeit geschuldet, Ressourcen asymmetrisch in einer Gruppe von Gleichen verteilen zu müssen. Während im modernen Sport Setzlisten, also Erfolge in der Vergangenheit, über die Paarungen entscheiden, war im antiken Griechenland die Losung unter den antretenden Athleten völlig frei.

Auch die andere Gefahr für die Chancengleichheit, die Macht einer Jury, war im griechischen Sport nicht relevant, zumindest nicht in den olympischen Disziplinen. Die Schiedsrichter überwachten die Einhaltung der Regeln, aber sie entschieden nicht über Sieg und Niederlage. Denn das Ergebnis wurde nicht anhand eines Punktekatalogs ermittelt, sondern durch eine simple Leistungsmessung: Sieger war, wer den Gegner öfter zu Boden gebracht hatte (Ringkampf), den Gegner bewusstlos geschlagen oder zur Aufgabe gezwungen hatte (Boxkampf, Pankration), als erster ins Ziel gekommen war (Wettläufe) oder höhere Weiten erzielt hatte (Diskoswurf, Speerwurf, Weitsprung). Man kann den Unterschied zwischen gymnischen und musischen Disziplinen gut an einer Inschrift aus Patara ablesen (SEG LXV 1490; spätes 2. Jahrhundert n. Chr.): Ein Bürger der Stadt hatte sowohl im Ringkampf als auch in der Lobrede einen Sieg errungen; bei der Lobrede wird als besonders ruhmvoll (*endoxōs*) der Umstand genannt, dass es der Statthalter persönlich gewesen war, der das Urteil getroffen hatte. Beim Ringen wird nichts dergleichen genannt; denn ein Sieg in einem sportlichen Wettkampf wird nicht dadurch aufgewertet, dass

er durch die Entscheidung einer hochrangigen Person zustande kam – schließlich soll er ohne äußeren Einfluss errungen werden! Ein Pankratiast fasst das in die Worte (IG XIV 1102; ca. 200 n. Chr.): „Nie habe ich einen Wettkampf dank kaiserlicher Gunst (*kata basilikēn charin*) gewonnen.“ Ruhmvoll ist allenfalls, wenn die Siegerehrung durch Kaiser vorgenommen wurde, wie ein Langläufer in Smyrna stolz schreibt (I.Smyrna 662; spätes 2. Jahrhundert n. Chr.).¹⁶

Mit den Schiedsrichtern scheinen die antiken Athleten recht zufrieden gewesen zu sein, jedenfalls berichten die Quellen nur selten von strittigen Schiedsrichterentscheidungen: Im Finale des olympischen Faustkampfes von 496 v. Chr. bewerteten die Schiedsrichter einen Schlag, mit dem einer der Kontrahenten seinen Gegner tötete, als regelwidrig und verhängten die Disqualifikation, was der Betroffene als grobe Ungerechtigkeit empfand (Paus. 6,9,6–8). 396 v. Chr. kam es im Stadionlauf zu einem sehr knappen Zieleinlauf, worauf zwei der drei zuständigen Schiedsrichter für ihren Landsmann Eupolemos als Sieger votierten – anscheinend ein parteiliches Urteil, denn sie wurden später für diese Entscheidung vom Olympischen Rat mit einer Geldbuße belegt (Paus. 6,3,7). Hier klingt ein Problem an, das in der Antike diskutiert wurde (Hdt. 2,160), nämlich dass die aus vornehmen elischen Bürgern ausgelosten Schiedsrichter der Olympien elische Athleten bevorzugen könnten; sie selbst durften seit 372 v. Chr. nicht teilnehmen (Paus. 6,1,4–5). Doch insgesamt standen sie im Ruf, die Wettkämpfe gerecht zu überwachen (Plut. Lyk. 20,3). Nichts deutet darauf hin, dass man im antiken Sport die Schiedsrichter als ein generelles Problem für die Chancengleichheit während des Wettkampfes betrachtet hätte.

Differenzierung in Sieger und Verlierer

In einem Spannungsverhältnis zur Gleichheit der Teilnehmer steht ein weiteres spezifisches Merkmal des sportlichen Wettkampfes: die zwangsläufige Produktion von Siegern und Verlierern. In politischen oder ökonomischen Prozessen können alle Beteiligten gewinnen (oder verlieren), und in vielen Fällen ist es dysfunktional, Sieger und Verlierer deutlich als solche zu markieren, weil man so die Optionen für künftige Kooperationen einschränken würde. Wettkampfsport hingegen kommt ohne die Unterscheidung Sieg/Niederlage nicht aus, in dieser Hinsicht produziert er Ungleichheit. Allerdings kann diese abgemildert werden, z.B. durch die Vergabe von Preisen an mehrere Athleten oder durch einen gesellschaftlichen Diskurs, der die Teilnahme an einem Wettkampf für wichtiger erklärt als das Ergebnis. Einen Einfluss hat ebenfalls die Gestaltung der Teilnahmegrenzen: Beim Golfen in exklusiven Clubs bestimmt die Zugehörigkeit zum auserwählten Kreis die Kommunikation, nicht der Leistungsunterschied zwischen den Mitgliedern der Gruppe.

Ähnliches lässt sich möglicherweise für die antiken Gymnasien beobachten [s.u. S. 281f.], bei den großen Wettkämpfen dominierte dagegen eine harte Unterscheidung von Sieg und Niederlage. Das Motto, Teilnehmen sei wichtiger als Gewinnen, entwickelt bei den modernen Olympischen Spielen eine gewisse Kraft, in der Antike existierte nichts Vergleichbares: Es war gesellschaftlicher Konsens, dass

ein Sieg Ehre und eine Niederlage Schande brachte; ganz lapidar ausgedrückt wird das in den sogenannten *Dissoi logoi* (1,6f.), einem philosophischen Traktat klassischer Zeit:

Und in den gymnischen, musischen und militärischen Wettkämpfen: Da ist zum Beispiel beim Stadionlauf, einer gymnischen Disziplin, der Sieg für den Sieger gut, für die Unterlegenen schlecht. Dasselbe gilt aber auch für die Ringer, Faustkämpfer und all die übrigen, die an den musischen Wettbewerben teilnehmen.¹⁷

In dasselbe Horn stoßen die Epinikien Pindars (O. 8,67–69; P. 8,83–87), wenn sie die Schande unterlegener Athleten bei der Rückkehr in die Heimat schildern, und auch Spottgedichte über schlechte Boxer (Anth. Gr. 11,80) oder langsame Läufer (Anth. Gr. 11,82) sind Zeugnisse für die Schande einer Niederlage. Auch gemäß dem christlichen Schriftsteller Johannes Chrysostomos gibt es bei einem Wettkampf nur zwei Möglichkeiten: den Sieg zu erringen oder Schande auf sich zu ziehen (virg. 38 [PG 48,561]; vgl. Epikt. diatr. 3,22,51f.). Isokrates (epist. 4,10) berichtet von einem jungen Mann, der eigentlich gerne an sportlichen Wettkämpfen teilgenommen hätte, aber die Schande einer Niederlage fürchtete. Die Differenzierung in Sieg und Niederlage war bei griechischen Agonen besonders brutal, weil in der Regel nur die Ersten einen Preis erhielten und geehrt wurden, alle übrigen aber leer ausgingen. Und da über die Platzierungen nicht durch eine Jury entschieden wurde, sondern durch objektiv messbare Leistung, blieb weniger Spielraum für tröstenden (Selbst-)Zuspruch, man sei eigentlich der Beste gewesen und nur durch unfaire Umstände um den Sieg gebracht worden. Somit stellten die griechischen Wettkämpfe an fast alle Teilnehmer hohe Herausforderungen, Enttäuschungen zu verarbeiten.

Diese Merkmale sportlicher Wettkämpfe mit ihrer spezifischen Ausprägung in der griechischen Agonistik bilden die Grundlagen für die folgenden Untersuchungen. Zunächst werden die gymnischen Agone der Griechen näher vorgestellt: Kapitel II enthält allgemeine Informationen über Entwicklungen, Organisationsformen und Disziplinen – diese Passagen sind überwiegend darstellend. Das Kapitel behandelt aber auch Themen, die in der Forschung kontrovers diskutiert werden, insbesondere das Verhältnis von Sport zur Religion und zum Krieg; hier ist eine Klärung notwendig, da es die Tendenz gibt, den griechischen Sport nicht als eigenständigen Handlungsraum zu erforschen, sondern auf ein Subphänomen zu reduzieren, mit großen Folgen für die historische Einordnung. Ein Exkurs beschließt das Kapitel: Die gymnischen Agone, die im Zentrum dieses Buches stehen, waren die stabilste und – betrachtet man den gesamten Zeitraum von der Archaik bis zur Spätantike und den ganzen Mittelmeerraum – die gesellschaftlich wichtigste Form sportlicher Wettkämpfe, aber nicht die einzige. Andere Akteure wie Wagenlenker und Gladiatoren sollen zumindest kurz Erwähnung finden.

Exklusion und Inklusion stehen im Zentrum von Kapitel III. Die griechische Gesellschaft war von harten Grenzziehungen geprägt: Sklaven und Freie, „Barbaren“ und Griechen, Frauen und Männer, Junge und Alte standen auf verschiedenen Hierarchiestufen, und ihnen wurden jeweils unterschiedliche Handlungssphären zugewiesen. Es wird zu untersuchen sein, inwiefern diese Grenzziehungen in den

gymnischen Agonen abgebildet waren oder durchbrochen werden konnten. Darauf folgt eine Untersuchung der Athleten als einer sozialen Gruppe (Kapitel IV), beginnend mit der Frage, wer eigentlich ein Athlet war und welche Aussagen sich über Selbstwahrnehmung und Organisation treffen lassen? Behandelt werden auch die Zeichenhaftigkeit des athletischen Körpers und die konkreten Lebensumstände, d.h. Ernährung, Tagesrhythmus, Training und Reisetätigkeit der Athleten. Ein Exkurs über die Einstellung der Christen zu den sportlichen Wettkämpfen schließt dieses Kapitel ab.

Geld ist das Thema von Kapitel V. Untersucht werden die Kosten einer athletischen Karriere und die Möglichkeiten einer Finanzierung, wenn der ambitionierte junge Sportler nicht über ausreichende Mittel verfügte; für die Frage einer ‚stillen‘ Exklusion von ärmeren Menschen ist dies von großer Bedeutung. Besprochen wird aber auch die andere Seite, d.h. der materielle Gewinn, der aus sportlichen Siegen erwachsen konnte, vor allem in Form von Geld- und Sachpreisen oder von Prämien seitens der Heimatpolis. Sozialer Status war bei den Griechen eng mit Reichtum verknüpft, aber nicht deckungsgleich. Welche Stellung Athleten in der Gesellschaft einnahmen, ist Thema von Kapitel VI. Zwei Fragen sind dabei zu unterscheiden: Erstens ist zu untersuchen, aus welchen Schichten die Athleten stammten, zweitens ist der Blick auf die Folgen von sportlichen Siegen zu richten: Wie veränderte sich die Position eines Menschen in der Gesellschaft, wenn er ein erfolgreicher Athlet war? Oder anders ausgedrückt: Inwiefern förderte der griechische Sport soziale Mobilität?

Bei all diesen Analysen werden, wenn immer die Quellenlage es zulässt, diachrone Entwicklungen und regionale Unterschiede berücksichtigt. Die ungleichmäßige Überlieferung bringt es mit sich, dass für manche Themen und Epochen nur vereinzelte Schlaglichter, deren Repräsentativität ungewiss bleibt, die antiken Zustände beleuchten, während andere Phänomene sich detailliert untersuchen lassen. Und in einer Hinsicht verzerrt die Quellenlage unausweichlich den Blick: Es wird überwiegend um erfolgreiche Athleten gehen, denn die Überlieferung dreht sich fast ausschließlich um diese und nicht um ihre unterlegenen Konkurrenten. Die oft bemühte Rede, dass Geschichte von Siegern geschrieben werde, trifft nicht immer und überall zu, für den antiken Sport gilt sie ohne Zweifel.